

# MARTOR



---

Title: "Românii beau vin... și nu mai vin. Die Rumänen trinken nur Wein... und kommen nie mehr zurück!"

Author: Anni-Lorei Mainka

How to cite this article: Mainka, Anni-Lorei. 2003-2004. "Românii beau vin... și nu mai vin. Die Rumänen trinken nur Wein... und kommen nie mehr zurück!" *Martor* 8-9: 96-101.

Published by: *Editura MARTOR* (MARTOR Publishing House), *Muzeul Țăranului Român* (The Museum of the Romanian Peasant)

URL: <http://martor.muzeultaranuluiroman.ro/archive/martor-8-9-2003-2004/>

---

*Martor* (The Museum of the Romanian Peasant Anthropology Journal) is a peer-reviewed academic journal established in 1996, with a focus on cultural and visual anthropology, ethnology, museum studies and the dialogue among these disciplines. *Martor Journal* is published by the Museum of the Romanian Peasant. Interdisciplinary and international in scope, it provides a rich content at the highest academic and editorial standards for academic and non-academic readership. Any use aside from these purposes and without mentioning the source of the article(s) is prohibited and will be considered an infringement of copyright.

*Martor* (Revue d'Anthropologie du Musée du Paysan Roumain) est un journal académique en système *peer-review* fondé en 1996, qui se concentre sur l'anthropologie visuelle et culturelle, l'ethnologie, la muséologie et sur le dialogue entre ces disciplines. La revue *Martor* est publiée par le Musée du Paysan Roumain. Son aspiration est de généraliser l'accès vers un riche contenu au plus haut niveau du point de vue académique et éditorial pour des objectifs scientifiques, éducatifs et informationnels. Toute utilisation au-delà de ces buts et sans mentionner la source des articles est interdite et sera considérée une violation des droits de l'auteur.

*Martor* is indexed by EBSCO and CEEOL.

**Românii beau vin... și nu mai vin  
Die Rumänen trinken nur Wein... und kommen nie mehr zurück!**

**Anni-Lorei Mainka**  
*Deutschland*

Ein Witz, vom keinem vergessen, glaube ich, der zwischen den Siebzigen und den Achtzigen in Rumänien gelebt hat! Witze und Phantasie und Hoffnung hab' ich in Rumänien nie entbehrt, und in allen 17 Jahren, seitdem ich von zu Hause fort bin, hab' ich nie so viel wie damals gelacht, das kann ich mit Recht sagen. Vielleicht weiß ich auch heute nicht so gut, warum ich es getan habe, doch irgendwie bin ich traurig, denn ich weiß nun zu gut, warum ich nicht mehr zurückkomme.

Ende der Siebziger war schon mehr als die Hälfte der deutschen Gemeinschaft in Bukarest nach BRD ausgewandert: Lyceumskollegen, Universitätskollegen auch. Ich aber, ein junges Mädchen nur 20 Jahre alt, lauter Bukarestin, von Mutter Siebenbürgerin (aus den Siebenbürgern, die ich kaum kenne) und Vater aus Est-Deutschland, der eigentlich hätte leicht emigrieren können (auf Grund bestimmter „Wiederergänzungen“), ich also verstand nicht so gut, warum alle sehnten sich fort, warum sie sich nur das einzigen wünschten, nur davon träumten, Tag-ein-Tag-aus könnte man sagen: von der **AUSWANDERUNG!**

Gegen Abschluß der Uni ließ ich mich sogar in kämpferische Gespräche gegen die Emigration locken. Was mir Sorge bereitete, war das Los der „Vielen“, die allein bleiben würden. Ich

fragte mich, was sollte nun Rumänien ohne all die guten Professoren, Schriftsteller, Theaterspieler, Sänger, Maler. Was ist wohl ein Land, wo alle arbeiten und keine Zeit für Empfindungen finden, wo keiner mehr Lösungen sucht, wo keiner malt, philosophiert, dichtet oder überhaupt an mehr als den nächsten Tag denkt? Viele waren schon im Westen, nur wenige hier geblieben, „mein Land“ blieb bestehen, und jetzt würde mir vielleicht niemand glauben, wie ich damals von Gott vergessen in Sorge um meine Schüler war, die im Winter kärglich angezogen im Süden des Argeș-Bezirks hungerten, oder während der Deutschstunde den Garten des Direktors pflegen mußten...

Das war übrigens auch der wichtigste Grund, den ich vor dem Ausschuß in der „kritischen Ansammlung“ gegeben habe, Kritik, die alle, die „auswandern wollten“, durchleiden mußten. Der Ausschuß für die „Genehmigung der endgültigen Auswanderung“, der aus 7 Männer und einer Frau bestand, erklärte mir, das die ländlichen Schüler im besten Fall sowieso nur „Oberkutscher“ werden könnten, „das Land sorgt für sie“, und deswegen hätte ich unterschreiben sollen, daß ich keineswegs nach Westen wollte, wo mein Beruf als Deutschlehrerin mir nichts halfen konnte. „Was glaubst du, die können kein Deutsch, warten auf dich, ihnen

das Deutsch beizubringen, oder wirst du dort etwa ein Wort ohne Hilfe aussprechen können?“

Ich unterschrieb nichts. Wollte dafür in einer Schule in Bukarest arbeiten, forderte eine Mietwohnung in der Hauptstadt und eine echte Ausweiskarte: die meine war mir genommen worden, und jetzt hatte ich nur noch ein Pappblättchen, worauf „Person“ anstatt „Bürger“ stand. Sie nickten, sahen sich tief in den Augen, dann sprach die dicke Frau-Beamtin mit modisch komischer Frisur, die aus aufeinander getürmten „Haar-Würstchen“ bestand, den Beschluß aus: „Sie werden das Land verlassen mit einem Beruf, von uns bestimmt: entweder Hausfrau oder Rentnerin.“ Also schön. Das war über alles Erwarten. Ich habe Hausfrau gewählt. Ich hatte schon seit 6 Uhr ein langes Warten hinter mir, ein unendliches Schlangestehen mit Rentnern, jüngeren Mädchen, die wer weiß wo hinführen, nach Süditalien oder Nordafrika. Das Gebäude dem Wehrhaus (Casa Armatei) gegenüber hab' ich erst nach 15 Uhr verlassen in einer Müdigkeitsstimmung, Staub, und da war ich: eine „Hausfrau“ mit einer Genehmigung auf einer Pappe.

Mein damaliges Benehmen scheint mir heute mehr als naiv, und erst jetzt verstehe ich, wieso auch die wenigen Freunde, die ich hatte, mir verloren gingen. Manche waren schon fort, andere hatten geheiratet, oder dann begingen, wie Vlad Căndea, Selbstmord. Ihm war verboten worden, nach Paris zu fahren, um seine Frau zu sehen. Mehr als ein Jahr nach dem Abschluß der Uni haben wir als „Navetisten“ ständig den Weg nach Pitești zusammengemacht, dort unterrichtete ich Deutsch in zwei Dörfern 25 Km nach Süden. Wir haben uns vieles erzählt, sind eigentlich eine Art Einsamkeit-Kameraden geworden. Ein großer Jünger mit aufrichtigem Blick, lockigem Haar, der schien, gar nicht schnell alt werden zu wollen, aber auch nicht so früh zu sterben.

Eine Aufrichtigkeit, die meine Generation schon am Anfang des 8. Jahrhunderts hart verloren hatte. Der Grund interessierte mich. Ich hatte

begonnen, meine Bemerkungen aufzuzeichnen. In einem Rucksack, den ich immer bei mir hatte, trug ich meine Tagebücher. Vlad pflegte, mir öfter zu sagen: das geht nicht mehr! Wir könnten viel mehr in unserm Beruf, für unsere Familie machen, viel mehr schreiben, reisen, würden wir nur dieses „unser Land“ verlassen. Na, versuch' nur! Weißt, was du sagst? Unser Land beehrte uns so stark, daß es nicht einmal nach Bulgarien oder Polen fahren erlaubte! Un wir... wir wären zurückgekommen. Wenn, ja nur wenn das „Land“ seine „Begier“ gemildert hätte...

Und so stellte ich mich eines Tages im Bezirk 5 ein: es war Donnerstag, am 13. August 1984, in einem kleinen Gebäude in der Amurgului-Straße. Vor dem Schalter – niemand. Der Oberst, der ruhig vom Holzernen Stuhl aufstand, sich mit Mühe durch den zu kleinen Schalter beugte, um normal mit mir sprechen zu können, riet mir, nach 13 Uhr wiederzukommen, da erst dann die Ausweiskarten gegeben würden...

„Aber nein, ich möchte zu meinen Verwandten in Deutschland!“ Ich wurde plötzlich verwirrt, vergaß auf einmal alle Namen meiner Tanten, die ich als 14 oder 15 jährige feiertags noch in der Luteranischen Kirche sah; ich versuchte aus Leibeskräften Bauchschmerzen und Angst zu beherrschen; doch derer Geschmack fühle ich heute noch.

„Aber kind! Weiß dein Vater das?“

„Nein, er weiß es nicht... und ich glaube, er wäre damit nicht einverstanden, er hat mir ja immer gesagt: Deutschland braucht solche Taugenichts wie unsereins nicht...“

„Aber Kind, welche *unsereins* meint er?!“

„Na ja, mein Herr, mein Vater ist eben ein Deutscher... ein echter, aus Deutschland.“

„Ach, dann warum emigriert er nicht?!“

„Papa ist Rentner, und lebt seit mehr als 30 Jahren hier, und sagt, hier lebe man gut...“

„Das stimmt ja ziemlich!“

„Na, sehen Sie, ich meinerseits hab' hier Probleme... hab' keine Freunde mehr, alle sprechen heutzutage nicht mehr offen und

lieber abstrus, und ich erlebe öfters die traurige Überraschung, daß alle mit mir sich wiederbefreunden würden, würde ich nur in Deutschland auswandern...“

Der Oberst begann, allwissentlich zu lächeln, er wußte ja, wovon ich sprach. Seine Ruhe gab mir Mut, ihm brav wie eine Prämiantin zuzuhören. Er reichte mir die Papiere ein, diktierte mir, wie die ausgefüllt werden sollten, und riet mir, davon niemandem etwas zu sagen, meinem Vater überhaupt nichts, sonst würde ich seine schriftliche Genehmigung brauchen... „Und wenn du dann hier auf meinen Kollegen stießest, wäre das sehr sehr schlimm...“

Die einzige Konstante war die Angst, die gedieh, alles Andere wurde von der Relativitätstheorie verschlungen. Die Hoffnung meines Jugend, jede Gewissheit, womit ich den Weg meines Lebens begonnen hatte, zerrissen nun nacheinander. Alle wollten eine Veränderung, doch alle mimten das Gegenteil.

Es war schon ein Jahr, seitdem ich jeden Donnerstag in der N. Iorga Straße Vlad Cădea traf, den Sohn des Schriftstellers, dessen Reiseberichte ich jahrelang bewundert hatte. Wir standen beide schlange, draußen auf dem gepflegten Fußsteig, bestachen den Portier, sogut wir konnten (manchmal auch nur mit 100 g Salami!), und so kriegten wir unsere Audienz. Die Audienzen waren eine seltsame Art von Zusammentreffungen vieler beängstigten, hoffnungslosen Leuten; darunter Informatoren, Naive, Spekulanten, Leute aus allen Sozialschichten, Rentner, junge Mädchen, die verschiedene „Personen“ in verschiedenen Ländern geheiratet hatten. Es wurde laut gesprochen in dieser Ansammlung, alle machten Lärm. Der Oberst schien, Vlad und mich zu sympathisieren, denn entweder blinzelte er uns freundlich zu, oder dann fuhr uns grob an, laut eines fachmännischen Rituells selbstverständlich: so schickte es sich!

Irgendwie gab er uns die Hoffnung, wir würden es noch „zur Zeit“ schaffen: noch jung, noch hoffnungsvoll würden wir zurückkommen,

alles Verlorene wiedergewinnen, unser Leben neu wiederaufbauen. Dieses Leben, das uns (aus Gründen, wovon wir unser Kommen auf die Welt in einem „unpassenden“ Moment verantwortlich machten) unerfüllt, gestockt, ohne irgendeinen hellen Beweggrund schien!

Nach Vlags Tod und nach dem Verschwinden einiger Bekannten, das ich nicht verstand, begann ich, eine immer größer Angst vor der Zukunft zu spüren, so daß ein paar Monate später mein Leben von Tag zu Tag immer bedrückender wurde. Die Fehler, die ich am Anfang wegen mangelnder Information gemacht hatte, meine Unwissenheit, was die wirkliche Lage des sogenannten „meinen Landes“ betraf, verzögerten mit zwei Jahren den Augenblick meiner Auswanderung. Die Naivität wurde von meinen Eltern am besten erhalten. „Hier geht es dir ja gut, keine Entbehrungen leidest du, oder?“ Nun hatte ich auch die Freiheit, durch das ganze Land zu Reisen, wie und wie oft ich wollte; und dann die Freunden, die behaupteten, ich möge draußen, unter Fremden Leuten, „gar nicht“ allein auskommen können – all das behinderte mich, meine Gedanken nur mit der Auswanderung als Brennpunkt zu beschäftigen.

Ich lebte fort in einem Bukarest voll kultureller Ereignisse, die mir und den wenigen mir treu gebliebenen Freuden gegung waren. Unser dringendster Wunsch war, einmal Paris und einmal Venedig zu sehen. Das war uns aber nicht erlaubt, es war verboten. Wer hätte damals geglaubt, ich wäre zurückgekommen?! Und 1992 glaubten mir desto weniger, daß ich bleiben wollte. Ich besuchte die Kinemathek, laß ungeheuer viel, lieh Bücher (manche sogar verbotene, im Austausch gegen Zigarettenschachteln) von allen Bibliotheken in der Stadt.

Die Naivität hab' ich später teuer bezahlt. Viele, die ich in Bukarest kennengelernt habe, deren auf den Fluren der Universität oder auf einer Terasse im Zentrum leise eingeflüsterten Geschichten ich geglaubt habe, hab' ich dann hier bei verschiedenen Gelegenheiten wiedergesehen, doch nicht nur heuchelten sie jetzt, das



Heimat vergessen zu haben, sondern einige sprachen mir nur deutlich zu, indem sie von mir forderten, niemandem zu verraten, wie sie damals zu Hause gelebt haben, nun hatten sie hier nämlich andere Namen und sogar neue Eltern...

Vor dem Abfahrt gab ich eine kleine Party. Wir tranken Wein, aßen Bratwürstchen (mititei) und Fleischklöschen. Nachdem alle Gäste weggegangen sind, hab' ich mein Telefonnotizbuch und mein Tagebuch nicht mehr finden können. Es blieb mir nicht genug Zeit, fortzusuchen. Mein damaliger Freund hat inzwischen natürlich einen anderen Namen, andere Verwandten, eine neue Identität, und meine verlorene Tagebücher sind inzwischen wer weiß wo. Was ich sicher weiß, ist daß alle meine damalige Privatschüler danach angerufen wurden, und man fragte sie,

was für eine Beziehung sie mit mir hatten. Doch sie waren sehr glücklich, meine Privatschüler, denn sie kamen von reichen Familien, ihre Eltern hatten genug Geld, um den Kindern Privatstunden zu bezahlen, und auch manche „wichtige Beziehungen“ hatten sie...

Ich fuhr allein vom Nord-Bahnhof ab, wo meine Mutter und ein paar Lyceumskollegen mich begleitet hatten. Nur einer erzählte mir später, natürlich hier im Westen, wie er damals von der Sekurität besucht, dringend gefragt würde, welche unsre Beziehung gewesen wäre. Er fragte mich nun, ob ich ja oder nicht Judin war, ob ich damals Parteimember gewesen... Ich lachte: schon viele Jahre waren seit der Revolution vorbei, die Revolution hatte mir das Vertrauen in die neue Freiheit geschenkt, und ich sagte ihm, die Sekurität wußte doch am besten,

wer ich war, sie hatten mich alles und nicht nur einmal befragt... Er sah mir mit Verdacht zu, schien etwa enttäuscht und verwirrt, da ich ihm nichts Neues sagen konnte von dem Leben, das wir doch mehr als ein Jahrzehnt zusammen gelebt hatten.

Mag sein, jene Sekurität, die mir damals nicht näher kommen konnte, obwohl sie sich in der Straße so oft an mich anklammerte, meine Ausweiskarte forderte, oder eine Prüfung meiner Beschäftigung als Arbeiterin – während ich Studentin war! –, die mich zu verschiedenen Adressen einlud, jene Sekurität also arbeitete leiser fort durch einige Informatoren, von ihr in der weiten Welt verstreut und vergessen. Bedrohungen, die glücklicherweise ohne Folgen geblieben sind... Ich versuchte, mich selbst zu überzeugen, daß alles ein großes Mißverständnis war, da ich nichts gemacht hatte. Was ich nicht wußte, war: so geschah vielen Leuten, mein Leben war keine Ausnahme. Nur einige fürchteten gar nichts, andere zu viel. Einige haben sich „schön eingerichtet“, andere aber haben zu viel Zeit verloren, indem sie Furcht vor den sogenannten Folgen der „zufälligen Begegnungen“ hatten. Ein sehr genau geregeltes Einschüchterungssystem, würde man zum ersten Blick sagen, worin man irregehn und wie ein Kind in einem Labyrinth sich verlieren kann. Eine verlorene Jugend, indem sie wirklich gezählt hatte auf eine unwirkliche Welt.

Als meine Bekannten nun endlich sicher waren, daß ich bald auswandern werde, mochten sie jetzt mich alle wieder, und suchten sogar meine Freundschaft. Auch hier haben kleine Fehler ernste Folgen gehabt. Zu viel Zeit mit Menschen verschwendet, die nur dazu die Auswanderung sich wünschten, damit sie schließlich ein Auto und ein Video kriegen. Wie viele Sorgen, wie viele Pakete, wie oft geschickte, nur um Sympatien zu behalten! Ich freue mich, einigen wieder inzwischen vertrauen zu können, zwar ist nun mehr als ein Jahrzehnt vorbei. Zu allerletzt erreichen wir vielleicht genau das, was wir verdienten, und niemand kann,

seine ganze Vergangenheit hinter einen unsichtbaren Vorhang verstecken, weder unter deutsche Namen, noch unter eine perfekt gelernte Sprache, und unter manche Schirmbeschäftigungen auch nicht. Zwar kann das Geld, einen oder anderen verändern, ihm die Möglichkeit geben, Länder zu sehen mehr als die Vielen, die nicht genug Geld haben. Doch irgendwo tief bleibt man ein armer Teufel mit einem Mercedes, ein paar Videos, und nur jene, die ihn nicht kennen, glauben ihm noch.

Erst jetzt habe ich verstanden, daß alle werden, was sie schon immer sind, egal ob unter einer Diktatur oder in einem freien Land; und in einer beschließenden Lage, wie Dostojewsky in seinem Schrift *Erinnerungen aus dem Totenhaus* sagte, im Gefängnis oder vor dem Blutgerüst sind wir – volens nolens – wir selbst. Nun fühle ich mich befreit!

Ist man gut, dann bleibt man gut; will man tun, dann tut man tüchtig; und wer ein lauter Informator mit Geld und Häusern „im Zentrum“ gewesen, der bleibt eben ein einfacher Häuserbesitzer.

Deutschland ist nun mein Vaterland, es ist ja das Land des Vaters für alle Deutschen, rumänisch „Patria“. Für mich stimmt das im eigentlichen und auch im bildlichen Sinne. Ein herrschliches Land, gastfreundlich mit ein bißchen Mühe, schwer zu befriedigen für viele, wo man Geduld braucht und ungeduldig wird – dieser Relativismus, von dem ich noch nicht los bin, der mich oft gemacht hat, es verlassen zu wollen. Es schickt sich die Wanderschaft dem Wanderer, doch am besten ist zu Hause. Und mit etwa Geduld fühle ich mich hier am Rheinufern irgendwie zu Hause, in einem Viertel, das mit ein bißchen Phantasie bukarester sein könnte. Wenigstens im Dämmerlicht. Es duftet manchmal nach Akazie oder Linden, der Staub wächst in den lätzten Jahren, es ist nicht mehr so sauber wie früher und, wenn die Spatzen selten sind, und wenn man gar keine Schwalbe findet, es gibt dafür Tauben, Seeschwalben und im Winter auf dem vereisten See im Stadtzentrum ein

paar Enten und Schwanen. Es ist nicht wie in Heresträu oder in Cişmigiu, aber es könnte sein. Die Farben unserer Jahreszeiten fehlen mir und der Duft frisch gepflühtes Ackerfeldes, aber der Mensch gewöhnt sich an vieles, und wir sollten sogar zufrieden sein, solange wir noch etwas haben, woran zu verzichten. Nun bin ich mit meinen Erinnerungen froh, mit meinen Büchern, bin froh, dann und wann den Weg zu finden, der mich zu jenen Weltecken führt, wo es gut ist, wo es wie zu Hause oder ungefähr so ist.

Rumänien, wie ich höre, lebt nun sogar mit weniger, paßt sich an, bleibt eigentlich, was es immer war: relativ und geduldig wie die Geschichte, wodurch es hingegangen. Also muß ich nun sehen, wie ich fortleben soll, zwischen Wirklichkeit und „Möglichkeit“, mit all dieser Phantasie, die ich in meinem Gepäck mitgeschleppt habe, in jenem Gepäck, das mir 1986 an der Grenze mit Akribie kontrolliert wurde; mit der Freude, die ich am echten englischer Tee habe, und mit dem Versuch, die rumänischen Bände – vor meinem Abfahrt mit großer Mühe fortgeschickt – zu lesen, die vom Verkauf auf dem Flohmarkt noch gerettet wurden, denn meine Verwandten hier wollten mich von allem

befreien: ich hätte nämlich Verkäuferin in einem Warenhaus werden sollen.

Ich entflohen meinen Verwandten wie damals jenen „Freunden“, die alle mich gern hatten, sobald ich nach Deutschland auswandern wollte.

Und seitdem ich auch Venedig und Paris gesehen habe, in England gelebt und Nordeuropa besucht – in aller Ruhe und nicht von Reisebüros überorganisiert –, glaube, die Wünsche jener 20jährigen-Ich von damals erfüllt zu haben, also darf ich behaupten: es ist nun gut, auch ohne jeden Recht zum Arbeitslosengeld, indem ich freiberuflich und nicht so gut versichert bin, doch ist es gut, auch ohne Mercedes oder elektronische Küche. Es ist gut, von den bukarester Straßen zu träumen und, wenn ich einem mit dem Buchstaben MH angezeigten Auto sehe, zu denken, ob es nicht etwa von Mehedinţi komme, obwohl ich nur in Mehedinţi nimmer war, und werde vielleicht nie mehr fahren!

Übersetzung von  
Maria Magdalena Anghelescu